

NAMENS- GEBUNG UND NAMENS- VERLUST

von Winfried R. Garscha (Wien)

Erstveröffentlichung in Kooperation
mit dem Netzwerk *Verboten Worte*

1. Kapitel: Der Name zählt

Chinesische Köche wissen seit Jahrhunderten, dass nicht nur Aussehen, Geruch und Geschmack die Attraktivität einer Speise ausmachen, sondern auch ihr Name. Viele Firmen lassen die Werbeabteilung schon bei der Kreation des Produkts mitreden, denn der Name kann über den Verkaufserfolg entscheiden. Wenn ein Wirt Kosmitsch heißt, muss er schon über jene Nonchalance verfügen, die sich aus dem Bewusstsein des eigenen Könnens und der Weitläufigkeit seiner internationalen Erfahrungen speist, um in einem deutschsprachigen Land der Versuchung zu widerstehen, die korrekte Namensform Kozmich mit einem einladenden Namen für das Lokal zu überpinseln. Und es gehört schon viel Mut dazu, eine Express-Spedition unter dem alteingesessenen Familiennamen Schneckenleitner zu führen. Doch diese Beispiele spiegeln nicht nur die Charaktere der handelnden Personen wider, sie zeigen auch, wie wichtig Menschen in der Regel ihr eigener Name ist.

Wer es gewohnt ist, seinen Namen verunstaltet zu sehen, kann es sich zur Gewohnheit machen, ihn prinzipiell zu buchstabieren. Mitunter greift man aber auch zu anderen Methoden, um bei der Person, die ihn – bspw. während eines Telefongesprächs – niederschreibt, jene Assoziationen zu erzeugen, die eine korrekte Orthografie wahrscheinlicher machen: »Nein, nicht Garscher, auch nicht GarschALL. Schreiben Sie doch einfach Arsch, und fügen Sie dann vorne ein G und hinten ein A hinzu.« Zum Glück musste ich das Gesicht der Person, mit der ich gerade telefonierte, nicht sehen. Aber das Schweigen am anderen Ende der Leitung war jedes Mal so vielsagend, dass ich mir wieder »Gustav-Anton-Richard-SCHule-Anton« angewöhnt habe.

Wie wird ein Mensch identifiziert? Wie stellt man sich vor? Wie wird man von den Eltern und Geschwistern, von engen FreundInnen genannt? Wie wird man angeschrieben – in offiziellen Schreiben, in persönlichen Briefen, im Internet (in eMails, in Chat-Foren)?

Natürlich gibt es Krücken wie Personen-Kennzahlen in behördlichen Registern oder offizielle Titel (nicht nur in Österreich ein beliebter Weg, eine zu persönliche Anrede zu vermeiden). Aber in der Regel sind es doch Namen: Der uns allen von den Eltern (inzwischen müssen's nicht mehr immer nur die Väter sein) weitergegebene Familienname; der von der Familie konsensual oder in Streitereien gefundene Vorname; der – in den seltensten Fällen selbst gewählte – Spitzname im Kreise von FreundInnen oder SchulkameradInnen, der sich gleichwohl nur dann durchzusetzen pflegt, wenn der oder die damit Bedachte ihn adoptiert (nur den LehrerInnen ist dieses Privileg verwehrt: Sie müssen mit den Spitznamen leben lernen, die ihnen »verliehen« werden). Wer hingegen ernsthaft seinen einmal festgelegten Namen nach eigenem Gutdünken verändern will, gilt als verschroben, auch wenn in den meisten Ländern die einschlägigen Gesetze diese Veränderung unter bestimmten Bedingungen erlauben. Gesetze können den Namenswechsel auch vorschreiben. Dass in vielen Ländern nahezu der Hälfte der Bevölkerung der mit der Geburt verliehene Familienname (in einigen sogar der von den Eltern gegebene Vorname) wieder weggenommen wird, ist jenen, die sich über geschlechtergerechtes Schreiben als feministische Marotte mokieren, meist nicht bewusst.

Die Anonymität des Internet erlaubt erstmals die beliebige eigene Wahl des Namens. Von banalen über originelle, ja fantasievolle bis zu unanständigen Nicks ist alles vertreten. Das hat die Hüter der politischen Korrektheit auf den Plan gerufen. Sie nisten sich bei den großen Anbietern von Web-Diensten wie Yahoo oder Hotmail, Google oder eBay ein und lassen die Zensoren der staatlichen Machtausübung mit ihren beschränkten Möglichkeiten, die Untertanen zu schurigeln, armselig erscheinen. Sie erschaffen die Welt neu, nach ihren eigenen Vorstellungen, zunächst die virtuelle, doch ganz unmerklich tasteten sie sich mit ihren Tentakeln vor in die wirkliche Welt und versuchen, auch diese nach ihren Normen zu formen. Der Name, den die Subjekte, die sich unter ihrer Aufsicht bewegen, tragen, zählt. Er muss den Normen entsprechen, egal ob er ein erfundener ist oder den Subjekten schon von Geburt an anhaftet.

Ich bin über diese Tentakel schon gestolpert. Denn die Hüter der politischen Korrektheit wollen mir meinen »richtigen« Namen streitig machen.

2. Kapitel: Frauengeschichten

Haben Frauen »richtige« Namen? Oder sind sie dazu verurteilt, den Vorgang der Taufe mehrfach zu erleben? Dass Frauen einen »Mädchennamen« haben – also einen, den sie trugen, als sie noch keine Frauen waren – und erst durch die Heirat ihren »richtigen« Namen bekommen, hab ich früh als gegeben hinzunehmen gelernt. Meine Mutter hatte ursprünglich auf den Namen »Gaminger« gehört, als Volksschüler fand ich ihn schöner als »Garscha«, weil er in meinen Ohren melodisch klang. Aber es war ein versteckter Name. Einer, den nur ich wusste. Denn offiziell hießen wir ja alle Garscha. Als ich – auf dem Weg in die DDR – alle paar Monate die Tschechoslowakei durchquerte und jedes Mal zwei Visa-Formulare mit je vier Seiten ausfüllen musste, auf denen immer wieder nach dem Mädchennamen der Mutter gefragt wurde, konnte ich mich daran auch noch nach dem zwanzigsten Mal nicht gewöhnen. Ich ärgerte mich auch darüber, weil mir bald klar wurde, dass dies ein durch »sozialistische Wachsamkeit« camoufliertes Relikt der nationalistischen Exzesse des Jahres 1945 war, die für mich auch dadurch nicht sympathischer wurden, dass ich sie als Reaktion auf den Terror und die Entnationalisierungspolitik der Nazi-Okkupanten verstehen lernte. Denn offenbar ging es darum, festzustellen, wer »tschechische Wurzeln« hatte; vom Vater musste ich den (in Böhmen gelegenen) Geburtsort angeben – selbstverständlich auf Tschechisch. Der winzige Ort Krips im Egerland (bei Marienbad/Márianské Lázně) hatte aber 1920, als mein Vater geboren wurde, noch keinen tschechischen Namen. 1945 schwankten die tschechischen Behörden zwischen Křivec und Křivce, entschieden sich aber schließlich für Letzteres. Wenn die ČSSR schon glaubte, sich durch Grenzschikanen vor Transitreisenden schützen zu müssen, hätte ich es vorgezogen, mir meine Fingerabdrücke nehmen lassen. Aber was ging diese Leute der Familienname meiner Mutter an? Ich empfand es als ein noch ungehörigeres Eindringen in meine Privatsphäre als ihre Neugier nach der Biografie meines Vaters.

Als ich, mit neunzehn, zum ersten Mal in Budapest war, verliebte ich mich in diese Stadt mit ihren bröckelnden Fassaden und ihren für mich so »lebendigen« BewohnerInnen, die meiner gewohnten Umgebung so ähnlich und doch ganz fremd waren. Die ungarische Sprache faszinierte mich, ich begann, sie zu lernen. Doch gab es eine – von mir zunächst als sprachliche Marotte wahrgenommene – Eigenheit, die ich kurios, ja abstoßend fand: Wenn die Balázs Ilona ihren Freund Sándor, der mit Familiennamen Fehér heißt, heiratet, wird sie nicht zur Fehér Ilona, sondern zur »Fehér Sándorné«. Erst später lernte ich, dass bspw. auch in Paris das Ehepaar Félix und Françoise Guérin, wenn sie zu einem offiziellen Empfang geladen werden, zu einem Moniseur mit Anhängel schrumpft: »Mme et M. Félix Guérin«.

In allen patriarchalen (also in allen) Gesellschaften verschwand die weibliche Hälfte der Bevölkerung weitgehend aus der öffentlichen Wahrnehmung. Dazu muss das Gesicht nicht mit einem Schleier verhüllt oder der Name geraubt werden: Chinesinnen tragen ihren einsilbigen Familiennamen und den (meist zweisilbigen) Vornamen ihr Leben lang. Im Spanischen dürfen sogar die Mütter ihren Namen an die Kinder vererben (der dann mit einem »y« [»und«] an den des Vaters angehängt wird), aber die Herrlichkeit dieser Vielfalt schrumpft, sobald sich die Frau in die Namens-Obhut des Mannes begibt.

Dort, wo Namen geändert werden, werden fast ausschließlich die der Frauen auf dem Altar der Eheschließung geopfert. Denn der Name eignet sich besonders gut, um die Definition der Frau durch ihren Ehemann sinnfällig zu machen. Die österreichische Variante funktionierte lange Zeit mit Handkuss: Wenn die Eva Berger den Dr. Peter Müller heiratete, wurde sie zur »Frau Doktor« – egal, ob sie Studentin im ersten Semester oder Schneiderin mit Meisterbrief war. Die wachsende Zahl von Akademikerinnen hat derartige Zuschreibungen zumindest im städtischen Bereich obsolet werden lassen.

»Finnbogadóttir« als Familienname fand ich schön. Was für eine nette Eigenheit der isländischen Sprache, den Kindern geschlechtergerechte Bezeichnungen (nicht nur, wie in allen anderen nordischen Sprachen »-son«, sondern eben auch »-dóttir«) als Namen weiterzugeben. Dass sich der angeblich so geschlechtergerechte Familienname trotzdem vom Vater ableitete, fällt einem erst beim zweiten Hinsehen auf. Aber immerhin war die Trägerin

des Namens Ministerpräsidentin – zu einer Zeit, als eine Bundeskanzlerin in Österreich oder in Deutschland noch undenkbar gewesen wäre.

»Dóttir« und »Son« als Resultat der natürlichen Fortpflanzung klingt weniger besitzergreifend als das russische »-owna« bzw. oder das griechische »-ou«. Petrowna ist die dem Pjotr Gehörende, Ioannidou ist die dem Ioannidis Gehörende, wobei sich ersteres auf die Tochter, letzteres auf die Ehefrau bezieht. In den slawischen Sprachen ist das einer früheren Stufe der Sprachentwicklung zugehörige Anhängsel zur Bezeichnung von Besitzverhältnissen, das Possesivsuffix »-ow«, nur mehr zur Vereinnahmung der Ehefrauen lebendig: Dagmar Havlová ist die Ehefrau des Herrn Havel, die Gorbatschowa ist Michails Raissa, und Popova die Frau des Popov, der seinerseits diesen Namen trägt, weil einer seiner Vorfahren Sohn des Popen war.

3. Kapitel: Bürokratiegeschichten

Als Kaiser Josef II. in den 1780er Jahren den Juden die dem Slawischen analoge Bildung ihrer Familiennamen nach dem Vornamen des Vaters untersagte und sie zwang, deutsche Namen zu tragen, war das Anlass zu zahlreichen bis ins 20. Jahrhundert tradierten Anekdoten und Witzen. Denn die Namen waren ja nur anscheinend deutsch; jeder wusste, dass Namen von Morgenstern bis Abendroth jüdische »Besitzer« hatten. Wie vielen seiner Parteigenossen musste wohl der Autor des nationalsozialistischen Machwerks *Der Mythos des 20. Jahrhunderts*, erklären, dass es auch »Arier« gab, die auf den »jüdischen« Namen Alfred Rosenberg hörten?

Dass ein aus dieser bürokratischen Maßnahme hervorgegangener »jüdisch« klingender Name in Österreich das wirtschaftliche Fortkommen behindert, kann die Behörde schwerlich zugeben. Eine derartige – und sei es indirekte – Dokumentierung des Fortlebens rassistischer Vorurteile wäre ganz unpatriotisch. Ein kluger Staatsbeamter ist sich dessen bewusst. Wenn im Österreich des Jahres 1955 ein Jakob Rosenzweig von ihm begehrt, ein »Jakob Ronay« zu werden, und als Begründung einzutragen wünscht, sein jüdischer Familienname mache es ihm unmöglich, nach seiner Umschulung zum Vertreter beruflich erfolgreich zu sein, so wird der Standesbeamte ihm zwar nicht den Namenswunsch, wohl aber die Begründung abschlagen. Denn sie würde, belehrt er den Antragsteller, amtlich bescheinigen, dass ein Jude zehn Jahre nach der Befreiung vom Nationalsozialismus in Österreich immer noch unter seinem »jüdischen« Namen leidet. Die österreichische Lösung lautete: Die Klienten des Vertreters würden sich beim Aussprechen des Namens Rosenzweig so schwer tun, dass dies einer Geschäftsanbahnung im Wege steht und daher das wirtschaftliche Fortkommen des Antragstellers behindert. Auch wenn eine derartige Begründung angesichts der späteren Karriere eines Herstellers belegter Brötchen, der mit der Unaussprechlichkeit seines Namens Trześniewski in Wien Reklame machte, unwahrscheinlich erscheint, so war sie dennoch nicht gelogen: Vielen Österreichern kam zumindest damals ein jüdischer Name wirklich nur schwer über die Lippen... Und der jüdische Name wurde immerhin nicht durch einen deutsch, sondern einen ungarisch klingenden ersetzt.

Mitte der 1980er Jahre ereigneten sich seltsame Dinge in Bulgarien. Die Behörden der Volksrepublik verfügten die Abschaffung der türkischen Namen; wer sich nicht fügte, »durfte« in die Türkei ausreisen – ein »Angebot«, das von mehr als einer Viertelmillion Bulgaren türkischer Nationalität wahrgenommen wurde.

Ich mochte das Land, hatte Freundinnen und Freunde dort und wollte mich nicht mit ihnen über die nationalistischen Kuriositäten, auf die ich allenthalben stieß, streiten. Irgendwann hatte ich mich damit abgefunden, dass in diesem Land die Nation als eine Art Volkskörper begriffen wurde, was mich auf eine unangenehme Art an die Nazi-Ideologie erinnerte. Was nun aber nach und nach über die Vorgänge in den Siedlungsgebieten der türkischen Minderheit bekannt wurde, lag für mich jenseits der Toleranzgrenze, die man für gute Freunde gelegentlich weiter zieht als es das gute Gewissen zulassen dürfte. Da ich damals vorübergehend in Frankreich lebte, konnte ich die kenntnisreiche kritische Berichterstattung darüber in der kommunistischen Zeitung *L'Humanité* verfolgen. Damals wusste ich nicht, dass mein Bild falsch war, »die« bulgarische Gesellschaft würde die nationalistischen Narreteien der kommunistischen Staatsführung mittragen. Sensible junge Intellektuelle wie meine langjährige gute Freundin Tzveta waren bereit, sich in die Nesseln zu setzen, wollten wissen, was sich am komplizierten bulgarisch-türkischen Verhältnis ändere,

wenn die Mutter eines Studienkollegen den arabischen Namen Sakreh gegen einen westeuropäischen eintauschen musste und nun »Clara« hieß. Aus dem Namen des ehemaligen Felsenklosters Aladscha Manastir bei Warna verschwand die türkische Buntheit (*alaca*) der Felsen, es musste fürderhin schlicht Felsenkloster (Skalen Manastir) heißen – Miglena Nikoltchina hat dieses »Umbenennen öder Flecken« in ihrem Gedicht *Felsenkloster* thematisiert.

Die *L'Humanité*-Korrespondenten, die aus den Dörfern in den Siedlungsgebieten der türkischen Minderheit berichteten, empörten sich – ganz in französischer laizistisch-säkularer Tradition – über den Unfug, die Ersetzung islamischer durch christliche Namen als eine Errungenschaft des Kommunismus zu verkaufen. Als »gelernter Österreicher« hielt ich die Vorgangsweise der bulgarischen Führung für keineswegs absurd, sondern für eine – zugegeben: etwas sonderbare – Abart des aus der Geschichte der Habsburger-Monarchie vertrauten Josefinitismus: der Heranziehung von Religion und Kirche als Instrumente des Staates zur Modernisierung einer noch vor-nationalen Gesellschaft. Es wollte mir nur nicht einleuchten, dass Politiker, die sich auf Marx und Lenin beriefen, allen Ernstes glaubten, die um ein paar Jahrhunderte verspätete Einführung der Reformen Kaiser Josefs II. könnten die Nationalitätenkonflikte auf dem Balkan lösen. Zu meiner Überraschung hat das Rezept aber funktioniert: Die meisten türkischen Familien wanderten aus, um ihre Namen behalten zu können, die noch verbliebenen ließen sich umtaufen (wobei ihnen, als Errungenschaft der Moderne, der in früheren Jahrhunderten noch obligate Religionswechsel erspart blieb), und die kommunistischen Erfinder dieser Politik erreichten damit, was bis dahin keiner antikommunistischen Opposition gelungen war: Noch bevor die Abschaffung der türkischen Namen erfolgreich abgeschlossen war, folgte ihr die Abschaffung des Kommunismus in Bulgarien.

Und wie weiland Josef II. mit seiner Politik eine Französische Revolution à l'autrichienne verhindert hatte, ermöglichte der Josefinitismus auf bulgarische Art einen unblutigen Übergang – ganz anders als im benachbarten Jugoslawien, wo ein anderer kommunistischer Führer die Popen und Metropoliten zur Sechshundertjahrfeier der serbischen Niederlage auf das Amselfeld holte und zur nationalistischen Hatz auf den kommunistischen Vielvölkerstaat blies.

4. Kapitel: Familiengeschichten

Der nationalsozialistische Ahnenpass hatte die hobbymäßig betriebene Familienforschung einige Jahrzehnte hindurch diskreditiert, doch seit den 80er Jahren erfreut sie sich zunehmender Beliebtheit. In meiner Familie ging sie von jenen aus, die es nach der Vertreibung aus dem Egerland in die DDR verschlagen hatte.

Die mündliche Tradition besagte, die Familie sei irgendwann vor zwei-, dreihundert Jahren von Polen nach Böhmen eingewandert und habe ursprünglich »Garsia« geheißen. Einen meiner DDR-Verwandten ließ diese banale Erklärung nicht ruhen – »Scha« klingt doch so ähnlich wie »Schah«, also »König«. Vielleicht gibt es eine türkische oder persische Variante der Bezeichnung »Groß«, die so ähnlich wie »Gar« heißt? Die Sprachwissenschaftler einer Universität in Sowjetisch-Zentralasien zerstörten seine Hoffnungen, verwiesen ihn aber an ihre Kollegen in der Ukraine, wo man sicher die russischen Wurzeln des Namens erklären könne. Tatsächlich konnte er kurze Zeit später der staunenden Verwandtschaft mitteilen, dass unsere Urahnen – rein etymologisch – zwar keine »großen Könige«, aber doch immerhin so eine Art »Dorfälteste«, also Bürgermeister, gewesen seien:

Die heute nur mehr in den Bezeichnungen »Mischa« (von Michail) und »Sascha« (von Alexander) üblichen Kurzformen russischer Vornamen seien früher besonders im südrussischen Bereich sehr viel weiter verbreitet gewesen. So wurde Gawriil (Gabriel) als »Gaw-scha« abgekürzt. Und Gersim als »Garscha«. Gersim (oder Gerasim – heute noch im Familiennamen Gerasimow konserviert) leitete sich vom griechischen *géros* ab. Die Steigerungsform *gerásimos* habe den Ältesten eines Dorfes bezeichnet.

Zwar empfand ich angesichts dieser Aufklärung über die Herkunft meines Familiennamens die Tatsache, dass ich erst im dritten Anlauf mein Slawistik-Studium abschließen konnte und weder das Russische noch das Polnische oder sonst eine slawische Sprache auch nur halbwegs passabel erlernte, noch um ein Stück blamabler, aber irgendeinen Erkenntnisgewinn habe ich aus der etymologischen Deutung meines Namens damals nicht gezogen. Denn dass er

mit jenem Körperteil, den ich zeitweise zur Verdeutlichung der Buchstabierung des Namens verwendet hatte, nichts zu tun hatte, war mir schon vorher klar gewesen.

5. Kapitel: Namensverlust im Zeichen der »Political Correctness«

Inzwischen bin ich meinem ostdeutschen Onkel dankbar. Denn dank seiner Recherchen kann ich nun versuchen, diese Selbstverständlichkeit, dass unsere Familie nicht nach unseren Hinterteilen benannt ist, den Anbietern von Web-Diensten nahe zu bringen. Dazu müsste ich es aber erst einmal schaffen, in ihre Nähe zu kommen. Die Anonymität gilt ja nicht nur für die Mitglieder der Cyber-Community, sondern in einem hohen Maße auch für ihre Dienstleister.

Ich habe eine Kollegin, die sich vor vielen Jahren eine Hotmail-Adresse zugelegt hatte. Aus dem einst etwas anrühigen Betreiber anonymer eMail-Adressen ist inzwischen ein respektables Mitglied der Microsoft-Familie geworden, und für ein geringes Entgelt kann man nicht nur die blinkenden, über den Bildschirm zuckenden Reklameeinschaltungen ausblenden, die Gratis-Anbieter nun einmal zur Finanzierung ihrer Web-Dienste benötigen, sondern sich auch höchst wirksam vor dem schlimmsten Auswuchs elektronischer Massenkommunikation schützen – nämlich von »Spam« zugemüllt zu werden und anschließend in mühseliger Kleinarbeit die wichtigen Nachrichten zwischen Brustvergrößerungs-, Penisverlängerungs- und Kreditfinanzierungsangeboten herauszufiltern.

Das rätselhafte Resultat: Mit ermüdender Regelmäßigkeit registriert Hotmail eMails von mir als »Spam«, wenn mein Name im Absender steht.

Des Rätsels Lösung hat schließlich der österreichische Ableger der großen online-Versteigerungszentrale eBay geliefert: Die Registrierung meines Namens wurde mit der Begründung verweigert, dass er einen unanständigen Begriff enthalte und daher den Richtlinien von eBay widerspreche. Mit einem erfundenen Namen gab sich der automatische PC-Filter von eBay zufrieden (wobei PC hier nicht für den Personal Computer, sondern für Political Correctness steht).

Wie erreiche ich bei den Anbietern von Web-Diensten, dass sie meinen Namen respektieren? Soll ich mich mit anderen Trägern und Trägerinnen von Namen, die »unanständige« Komponenten enthalten, zu einer Interessengemeinschaft zusammenschließen? Aber wie viele gibt es? Ich könnte natürlich versuchen, mich statt in Österreich oder Deutschland in Santiago de Chile oder Djakarta registrieren zu lassen. In die dortigen PC-Filter sind wohl keine deutschen Bezeichnungen eingebaut, so dass mein Name als »anständig« durchgehen könnte. Aber wieso muss ich, wie die bulgarischen Türken, ins Exil gehen, um meinen Namen behalten zu können?

Dr. W.R. Garscha (geb. 1952) hat in Wien Geschichte und Slawistik studiert. Er ist Ko-Leiter der österreichischen Forschungsstelle Nachkriegsjustiz, die den justiziellen Umgang mit den NS-Verbrechen nach 1945 dokumentiert, und Archivar am Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes. Seine Forschungsschwerpunkte sind NS-Justiz, Nationalismus und Arbeiterbewegung.
Kontakt: winfried.garscha@doew.at